ler ein verschämter Pubertant. Da ist es auch schon, das „schöne Gefühl", das einem erst nur zufällig passiert, das man aber schon bald selber erzeugen kann.

In seinem ersten Buch „Haut ab" läßt Mand die Hauptfigur, einen 18jährigen Schüler, auf der wildentschlossenen Suche nach Action den Bahnsteig entlanggehen. Dort paßt er „auf, was passiert: nichts". In „Grovers Erfindung" passiert wieder nichts und doch sehr viel mehr.

Denn welcher deutschsprachige Roman beweist schon soviel Sachkenntnis, bringt so viele so genau recherchierte Details, wie man das sonst nur von den amerikanischen Großmeistern kennt? Vom Gummitwist und der Hackordnung bei der täglichen Busfahrt zur Schule bis zum Religionskrieg zwischen Geha und Pelikan hat Mand nichts von dem übersehen, was einmal lebenswichtig war.

Über Mands Kinderwelt liegt eine grausame Ironie: Nichts davon ist mehr wahr, nicht nur weil es vergangen ist, sondern weil sich keiner seiner Träume erfüllt hat; wie Grover schreibt sich Andreas Mand einen Helden, der ihm denkbar fern sein muß. Aber wie er das allein über die Sprache schafft, ist ohne Vergleich bei seinen Kollegen. „Als die Israelis bei den Olympischen Spielen dran glauben mußten, haben wir auch frei gekriegt. Das heißt, erst mußten wir diskutieren, ob es gut oder schlecht ist, dann nach Hause gehen zum Nachdenken. Also im Prinzip dasselbe." Bis in die Syntax ist die neunmalkluge Kindersprache nachgebildet, das Buch scheint keinen erwachsenen Autor zu haben.

Ein wenig bescheidener, weniger narzißtisch und kämpferisch, betreibt Andreas Mand ähnlich wie Bernward Vesper in der „Reise" (1977 postum erschienen) seine private Geschichtsschreibung. Wie Vesper sich in Erinnerungsbildchen an seinen Vater heranarbeitet, will auch der Junge in „Grovers Erfindung" an den alttestamentarisch-unnahbaren Vater heran. Er schreibt damit die Geschichte einer weiteren Generation, die im Windschatten der 68er hochkam.

„Als Erwachsener ist es ein schönes Elend", sagt ihm die Mutter. Die Erwachsenen sind anders, sie haben „Schlüsselbünde und Brieftaschen statt Portemonnaies. Sie haben eiskalte Schlafzimmer voller Mäntel und Angst um ihre Möbel und blöden Töpfe. Wenn sie sich zu einem runterbeugen, stinkt ihr Atem. Im Bus haben sie Schwitzflekken. Der Gürtel schneidet in ihren wabbeligen Bauch".

„Grovers Erfindung" ist keine Reise in eine besonnte Kindheit, sondern eine Rückkehr in das Kindsein, in die Naivität der Welteroberung: „Wenn ich dran bin, werde ich alles einfacher machen."

Weltausstellung

Aha, die Deutschen

Krach um den deutschen Expo-Pavillon für 1992: Bonn tauscht ein preisgekröntes Modell gegen einen Ladenhüter.

Als die Bundesregierung im vergangenen Herbst, ein Jahr zu spät, zwölf renommierte Architektenbüros zu einem Wettbewerb für den deutschen Expo-Bau auf der Weltausstellung 1992 in Sevilla einlud, vermochte sie den Baukünstlern keinerlei Konzept für das darzustellende Deutschlandbild zu geben.

Sie erbat sich lediglich ein „Beispiel für unser modernes heutiges Bauen". Immerhin sollte der Pavillon „nicht nur Behälter" sein, sondern – allerhand – auch „Repräsentant unserer Nation". Erwünscht war eine „Dominante, die dem Besucher ein nachhaltiges Aha-Erlebnis vermittelt".

Gleich ein zweifaches Aha-Erlebnis bescherten die Bonner schon jetzt den spanischen Expo-Managern:

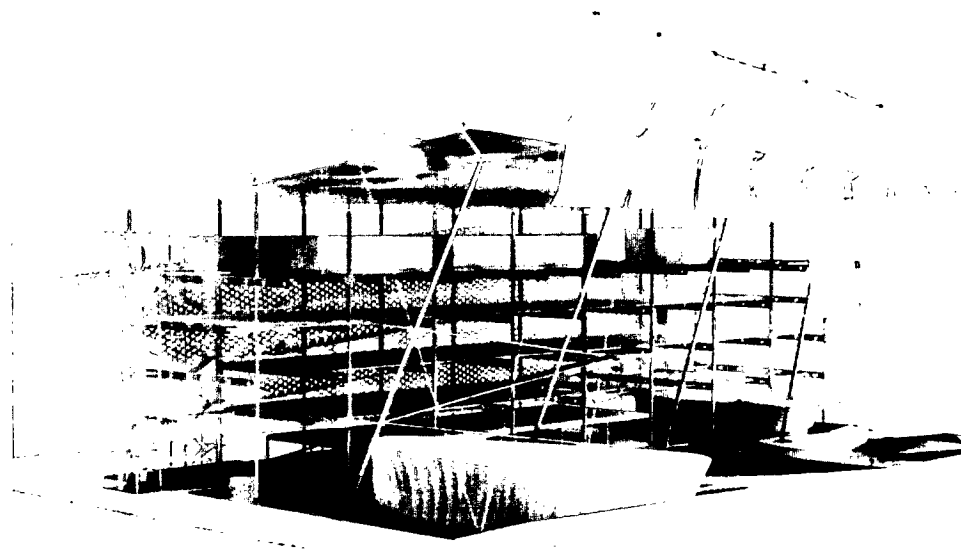
▷ Am 26. März präsentierten sie vor Ort den siegreichen Entwurf der Architekten Auer + Weber – eine luftige, filigrane Schaubude aus wassergekühlten Stahlträgern und schwenkbaren Sonnensegeln in einem künstlichen See.

▷ Am 2. August rückten sie mit einem völlig neuen, ganz andersgearteten Modell in Sevilla an – einem gigantischen Ufo, aufgehängt an einem stählernen Mast; Urheber, laut offizieller Verlautbarung: „Der Fachberater". Dahinter verbarg sich der Starnberger Architekt Lippsmeier.

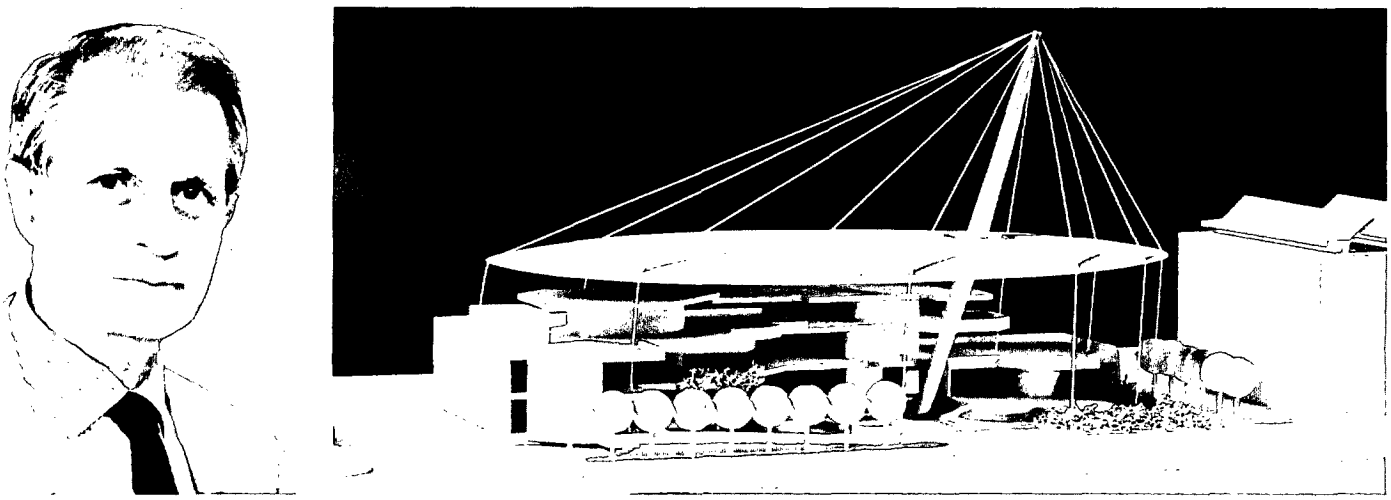
Ähnlichkeiten gab es nur noch bei den Abmessungen: 90 Meter



Architekt Auer: Filigrane Schaubude . . .



. . . mit schwenkbaren Sonnensegeln: **Auer + Weber-Entwurf für die Expo '92**



Architekt Lippsmeier, Lippsmeier-Entwurf: Lichtdurchlässige Luftmatratze, die über einem Terrassenhügel schwebt

lang, 40 Meter breit, 23 Meter hoch. An der Begründung für den Designer-Wechsel gibt es nichts zu deuteln: Der Entwurf von Auer + Weber sei zu kostspielig, die Alternative koste nur rund die Hälfte. Doch die Umstände, unter denen der verantwortliche Wirtschaftminister Helmut Haussmann und die mitverantwortliche Bauministerin Gerda Hasselfeldt den Austausch vornahmen, werden vom Fachblatt *Bauwelt* als „krumme Tour" gedeutet und vom Berliner *Tagesspiegel* als „Skandal" eingestuft.

Als die eingeladenen Architekten sich im letzten Herbst daranmachten, der Nation zu einer Dominante zu verhelfen, hatten sie als noch immer leuchtende Vorbilder die Klassiker deutscher Expo-Architektur vor Augen: Mies van der Rohes elitären Jahrhundertbau 1929 in Barcelona, Egon Eiermanns eleganten Kubus 1958 in der Parklandschaft von Brüssel, Frei Ottos beschwingtes Zelt 1967 in Montreal.

Längst gewöhnt an den Bonner Brauch, bei Bauten des Bundes Kostenvorgaben zu ignorieren, hatten sie weniger das tief angesetzte Limit als vielmehr das hohe Ziel im Blick – des Kanzlers vaterländisches Vereinigungsbetreiben war ihnen zusätzlicher Ansporn.

Elf der zwölf Konkurrenten mißachteten den Punkt neun auf der 48. und vorletzten Seite des Auslobungsschreibens: „Das zur Verfügung stehende Baubudget beträgt DM 27 000 000 und darf nicht überschritten werden."

Auch Auer + Weber überzogen, kräftig. Doch daran nahmen weder die Vorprüfer des Verfahrens noch die Sachpreisrichter aus den zuständigen Ministerien Anstoß – allesamt unter dem sachkundigen Beistand des „projektbegleitenden Beraters" Georg Lippsmeier. Auer + Weber wurde einstimmig der 1. Preis zuerkannt – weil ihr Entwurf „in besonderer und hervorragender Weise die gestellte Aufgabe erfüllt". Die Kostenfrage tauchte im Protokoll nicht auf.

Mit dem Projektbegleiter Lippsmeier hatte sich Bonn einen erfahrenen Mann geholt. Er ist auf Pavillons für Messen und Industrieausstellungen in aller Welt spezialisiert und arbeitet seit 35 Jahren für die öffentliche Hand; dem Bundeswirtschaftsministerium ist er als Berater und Auftragnehmer verbunden. Eines seiner jüngeren Werke sollte 1988 für eine Gemeinschaftsschau deutscher Industriefirmen in Neu-Delhi entstehen; doch die Inder versagten ihm die Genehmigung.

Auer + Weber, die Gewinner des Expo-Wettbewerbs, kommen aus einer anderen Welt. Die Stuttgarter Architekten Fritz Auer und Carlo Weber haben als Partner von Günter Behnisch maßgeblich am epochemachenden Münchner Olympiapark und an den gleichfalls preisgekrönten Entwürfen für die Bonner Parlamentsbauten mitgewirkt. Letztes Jahr wurde ihr Landratsamt in Starnberg mit dem großen Deutschen Architekturpreis bedacht.

Ersten Unmut der deutschen Expo-Macher zog Auer sich mit einem Konzept für die Ausgestaltung seines Pavillons zu. In der Erkenntnis, daß die Zeit der patriotisch geprägten Weltausstellungen vorüber sei, hatte er für den Lunapark von Sevilla ein ironisches Szenario entworfen und als künstlerischen Mitarbeiter den Münchner Blech-Bildhauer Albert Hien vorgeschlagen. Hien sollte eine „Deutschlandschaft" aus genietetem Blech gestalten, aus deren Tiefen unentwegt Hausgemachtes hervorbrechen sollte – vom Transrapid bis zu den leibhaftigen Fischer-Chören, Strandburgen, Matjes und Fichtennadelextrakt aus dem Bayerischen Wald.

Als Souvenirs sollte es wohlgenährte Bundesadler zum Ausschneiden geben. Nachts sollte das Land von Tausenden von trauten Lichtern überzogen sein, bestückt mit Hunderten von Fernsehgeräten – ungerade Tage ARD, gerade Tage ZDF.

Derartige unpatriotische Flausen wurden Auer gründlich ausgetrieben: Hans-Gerd Neglein, Siemens-Manager vor dem Ruhestand und Generalkommissar für den deutschen Expo-Beitrag, nahm den Bildhauer überhaupt nicht zur Kenntnis; statt dessen wurde der Berliner Bühnenbildner Manfred Gruber, Ausstattungsleiter der Staatlichen Schauspielbühnen, als Gestalter engagiert. Diktum des Generalkommissars über den Auer-Entwurf für den Pavillon: „Hülle ja, Inhalt nein."

Doch bald darauf erregte auch die Hülle Anstoß: Die Bonner errechneten Baukosten in Höhe von 61 Millionen Mark – statt der vorgegebenen 27 Millionen. Zwar richtete der Bund Deutscher Architekten zugunsten des Auer-Vorschlags an den Bundeskanzler einen offenen Brief: Der große Deutsche möge mit dem „Gewicht seiner Persönlichkeit" die Bauherrenverantwortung für eine angemessene Darstellung seines Landes selbst wahrnehmen.

Doch die Bonner – durch die Prügel für die Kostenexplosionen beim Plenarsaal und beim Staatshotel auf dem Petersberg und die drohende Kostenlawine fürs einige Vaterland über die Maßen gereizt – machten nach wochenlanger Eierei um einen Kostenkompromiß bei 44 Millionen Mark kurzen Prozeß: Auer wurde aufgefordert, die Arbeit an dem Projekt einzustellen.

Gleichsam über Nacht förderten die Bonner jenen anderen Entwurf zutage, mit dem sich Deutschland in Sevilla nun „überzeugend präsentieren" soll: Lippsmeiers Ladenhüter von Neu-Delhi, ein transluzenter weißer Pneu, der wie eine riesige Luftmatratze über einem Terrassenhügel schwebt – 90 Meter lang, 40 Meter breit und 5 Meter dick, in 20 Metern Höhe getragen von einem 54 Meter aufragenden, 3 Meter mächtigen schrägstehenden Pylon.

Die Auslober hatten ihren eigenen Fachberater um einen „Alternativvor-

schlag" gebeten, vorbei an Öffentlichkeit, Architektenschaft und Wettbewerb. Innerhalb einer Woche lag die Alternative auf dem Tisch.

Selber realisieren kann Lippsmeier seinen Schubladenentwurf nicht, dazu ist er zu tief in das Verfahren verstrickt. Ausführungsplanung und Bauleitung wurden an die Ingenieurplanung Leichtbau GmbH in Radolfzell delegiert. Entscheidendes Merkmal der neuen nationalen Aha-Dominante: Sie läßt sich, laut Lippsmeier, für 27 Millionen Mark realisieren.

Ausgestanden ist der Ärger für die Bonner damit nicht. Deutschlands Architektenschaft wartet aufmerksam auf die Schlußabrechnung für den Lippsmeier-Pneu. Auer + Weber melden Schadensersatzansprüche „in beträchtlicher Höhe" an.

Letzte Woche war auch Lippsmeier mit seinem Ufo wieder am Ausgangspunkt. Erwartungsfroh hatte sich der kopfstarke Expo-Gesamtausschuß im Bonner Haus Drachenfels versammelt, um die Ausgestaltung des offen angelegten Pavillons durch Bühnenbildner Gruber zu begutachten.

Erschrocken ließen die Herren das modifizierte Modell von der Bildfläche verschwinden. Lippsmeiers Leute erkannten ihren Vorschlag nicht wieder: Der Theatermensch hatte den Terrassenhügel mit haushohen Bühnenbildern zugestellt.

Viel Zeit bleibt den Deutschland-Darstellern nicht: Die Gründung des Bauwerks soll in sechs Wochen beginnen.

Plagiat

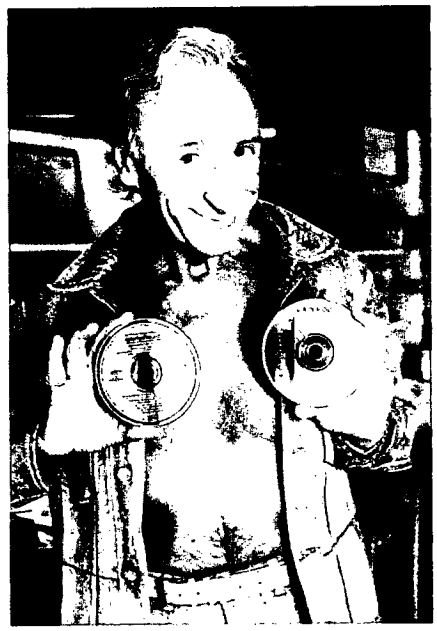
Blues vom Sängerknaben

Ist der Hit des Gitarristen Gary Moore ein Plagiat? Der Komponist Roland Kovač behauptet, der Song „Still Got The Blues" stamme weitgehend von ihm.

Überraschende Wiederbegegnungen mit seinen eigenen Schöpfungen ist der Tonsetzer Roland Kovač durchaus gewohnt. Nur „um mal zu sehen, wie so ein Pornofilm aussieht", erzählt Kovač gern, habe er einst auf der Reeperbahn ein einschlägiges Kino besucht, „und was glauben Sie: zur heißesten Szene gab es Musik von Kovač".

Auf ganz ähnliche Weise ins Staunen geriet der 62jährige Komponist, als er zum erstenmal jene Popnummer im Radio hörte, die aus den deutschen Rundfunkstudios derzeit beinahe jede Stunde in den Äther gejagt wird: „Still Got The Blues" heißt der Song des nordirischen Gitarrenvirtuosen Gary Moore, und Roland Kovač gelangte gleich beim ersten Hörgenuß zu der Erkenntnis: „Das ist ja unglaublich! Die Melodie ist von mir."

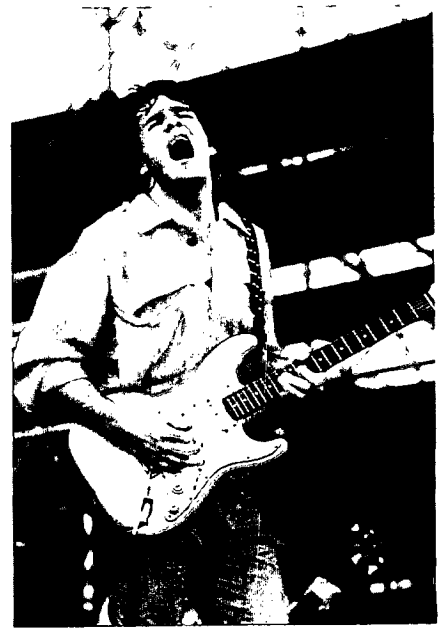
Das Lied, von dem Kovač glaubt, es habe dem Rocker Moore als Vorlage gedient, ist bereits 18 Jahre alt. Mit einem auf den 20. April 1972 datierten „Anmeldebogen für Urheber" hat der Wiener Komponist mit Wohnsitzen in München und am Luganer See den Titel „Dana" schützen lassen. Und dieses „Dana" klingt nicht nur für Laienohren dem Moore-Hit täuschend ähnlich, auch der Musikgutachter John O'Brien-Dokker befindet in einem (von Kovačs Plattenfirma EMI in Auftrag gegebenen) Expertisenentwurf: „Sowohl die Harmonisierungen als auch die Melodie sind wie aus demselben Ei entsprungen."



Vielzweck-Komponist Kovač
„Harmonie aus demselben Ei"

Bewiesen ist damit allerdings noch nichts. Per Anwaltsschreiben vom 13. Juli 1990 mit dem Vorwurf konfrontiert, bei „Still Got The Blues" handele es sich um eine „unberechtigte Übernahme", verweist die deutsche Tochter von Moores Plattenfirma Virgin auf ein mittlerweile in England angefertigtes Gegengutachten: Die strittige Notenfolge sei „Bestandteil des musikalischen Vokabulars des Barocks" und etwa „bereits von Bach, Vivaldi und Händel verwendet" worden.

Virgin-Verlagsleiterin Gaby Urban hält einen Rechtsstreit um die strittige Tonfolge nun für „sehr wahrscheinlich" – der aber kann Jahre dauern. Das weiß man aus vergleichbaren Fällen, deren bekannteste wohl der Zwist um George Harrisons „My Sweet Lord" und der Justizhader um den Vorjahres-Sommerhit „Lambada" waren: Der musikwissenschaftliche Plagiatsnachweis ist ebenso langwierig wie mühselig. „Für einen Laien", meint Verlagschefin Urban, seien die Tücken der Materie „kaum zu verstehen".



Rockgitarrist Moore
„Nicht den blassesten Schimmer"

Zu den für Außenstehende wundersamen Rätseln um „Dana" gehört es schon, daß Kovač sein Werk überhaupt wiedererkannte: Denn der kregle Komponist, in Kinder- und Jugendjahren Mitglied der Wiener Sängerknaben und später ein renommierter Jazz-Musiker, hat in den vergangenen 50 Jahren „weit mehr als 2000 Titel" komponiert. Der Vielzweckschreiber Kovač, wenngleich kein Klatschspalten-Held wie die Kollegen Ralph Siegel oder Frank Duval, gehört zu den Großverdienern im Geschäft mit der Unterhaltungsmusik.

Roland Kovač nämlich ist weniger als Schlagerdichter erfolgreich denn als Film- und Werbespot-Klangausstatter. „Mehr als 60" Langspielplatten mit derlei Gebrauchsmusik hat der Mann bislang in Umlauf gesetzt, in Hollywood-Filmen waren ebenso Kovač-Kompositionen zu hören wie in Werbespots für AEG-Geräte, 4711-Duftwasser und C & A-Garderobe: Auch der Song „Dana" wurde als gefällig arrangierter Klangschnipsel veröffentlicht, zunächst auf zwei LPs, deren eine „Cuts" betitelt war, 1988 dann auf einer Ohrwurm-CD mit dem Titel „Guitars Forever".

Genau von diesem Sammelwerk nun, so vermutet der „Dana"-Autor Kovač, könnte Gary Moore die Grundmelodie zu seinem Blues-Hit entliehen haben. Und obwohl man sich bei der EMI erstmal nicht zum vermuteten Tonklau äußern will, gibt Kovač-Betreuer Hans